

»Er nahm die Kinder in die Arme und segnete sie« (Mk 10,16)

Wertschätzung als Fundament christlicher Erziehung

Menschen von Anfang an mit unbedingter Wertschätzung zu begegnen, ermöglicht ihnen ein Aufwachsen, das geprägt ist von Selbstbewusstsein und Vertrauen. Hieran kann dann auch christliche Verkündigung anknüpfen.

Es ist eine anrührende Szene, die im so genannten »Kinderevangelium« (vgl. Mt 19,13-15 par) von Jesus überliefert worden ist und die nachhaltige Auswirkungen auf die Sichtweise von Kindern und den Umgang mit ihnen zeitigt hat: Obwohl seine Begleiter und Begleiterinnen aus Fürsorge für Jesus die Frauen und ihre Kinder daran hindern wollen, setzt sich Jesus durch und lässt sie zu sich kommen. Er nimmt die Kinder in seine Arme, legt ihnen die Hände auf und segnet sie – eine spontane, aus seinem Herzen kommende Geste. Den Kindern muss er das nicht erklären, wohl aber den dieser Begegnung zuschauenden Erwachsenen. Solche wie diese Kinder, so macht er ihnen klar, gehören zum Reich Gottes. Darum werden dort nur die aufgenommen, die ihrerseits die aufnehmen, die bereits zum Reich Gottes gehören.

Jesus bringt die Kinder somit in engste Verbindung mit dem Zentrum seiner Botschaft, der Botschaft von der anbrechenden Gottesherrschaft. Er ordnet sie in die Reihe derer ein, denen

er ebenfalls die Aufnahme in dieses Reich zugesprochen hat, den Armen vor Gott, den Trauernden, den Gewaltlosen, denen, die Frieden stiften, die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten, den Barmherzigen u.a.m. (vgl. Mt 5,1-12), und er bekräftigt dieses mit der Handauflegung und Segnung: Unter die bergende Zusage Gottes gestellt, geht in den Kindern die Verheißung Jesu weiter. Weitere in den Evangelien berichtete Begebenheiten unterstreichen diese Wertschätzung, die Jesus Kindern gegenüber an den Tag gelegt hat – im Kontrast zu dem Stellenwert, der ansonsten in der damaligen Zeit Kindern beigegeben wurde.¹

Sie lassen mich nicht fallen

Aus heutiger Sicht verhält sich Jesus in der berichteten Szene den Kindern gegenüber eigentlich nicht anders, als es Erwachsene in einer ähnlichen Situation wohl auch tun würden; Kinder animieren einfach dazu, dass man sich ihnen zuwendet und sie liebkost. Etwas anders ergeht es allerdings denen, die ständig die Kinder – vor allem, wenn sie klein sind – um sich haben. Bei aller Fürsorge und Liebe, die sie ihnen grundsätzlich zuteil werden lassen, erleben sie Situatio-

nen, in denen die Kinder nicht niedlich und zärtlich sind, sondern gehörig auf die Nerven gehen und als Belastung empfunden werden. Diese Erfahrung gehört zum Umgang mit Kindern dazu. Von daher wäre es verfehlt, Kinder idealisieren und Kindheit romantisieren zu wollen. Auch in der Beziehung zu Kindern stellen sich Höhen und Tiefen ein, vielleicht sogar verstärkt. Denn Kinder sind zum einen elementar auf verlässliche Bezugspersonen angewiesen, die für sie da sind, ihnen zu essen geben, sie pflegen, ihnen Schutz und Geborgenheit vermitteln, sie in ihrer Entwicklung begleiten und fördern usw. Zum anderen müssen sie sich aber auch, um allmählich selbstständig werden zu können, mehr und mehr von ihren Bezugspersonen lösen und ihren eigenen Weg zu gehen versuchen, was unweigerlich mit Auseinandersetzungen verbunden ist.

Erfahrungsgemäß wird dieser auch für sie durchaus riskante Prozess des Selbstständigwerdens in dem Maße für die Kinder und später Jugendlichen erleichtert und gefördert, wie sie zu spüren bekommen und so die Gewissheit haben, dass ihre Bezugspersonen, vorab ihre Eltern, zu ihnen halten und sie gern haben und dass diese

**»Für die Jugendlichen
ist das Selbstständigwerden
ein riskanter Prozess.«**

grundsätzliche Wertschätzung alle Reibungen und Streitereien überdauert, ja diese teilweise sogar ein Ausdruck dessen sein können. »Ich weiß, ich kann mich auf meine Eltern verlassen; sie lassen mich nicht fallen!« – Wer als Heranwachsende oder Heranwachsender davon zutiefst überzeugt sein kann, kann seinen Weg gehen und kann sogar, wenn er in die Irre führt, wieder neu anfangen.

Man kann sagen, dass für Heranwachsende, zumal in der ersten Phase ihres Lebens, aber

auch darüber hinaus, in besonderer Weise gilt, was konstitutiv für das Menschsein überhaupt ist: »Der Mensch ist darauf angewiesen, von anderen anerkannt zu werden. Er lebt davon, dass andere ihm bezeugen: Es ist gut, dass es dich gibt. Eine Anerkennung, die den Menschen um

**»auch in seiner Hinfälligkeit
und Schwäche«**

seiner selbst willen meint, darf nicht nur auf seine positiven Eigenschaften und Leistungen bauen. Wirklich angenommen ist der Mensch nur dort, wo jemand ihn auch in seiner Hinfälligkeit und Schwäche und mit all den Belastungen annimmt, die ihm im Laufe seines Lebens, mit oder ohne eigene Schuld, zugewachsen sind. Eine solche Annahme ist auch nicht abhängig davon, wie der andere Mensch sich entwickelt oder was ihm widerfährt. Sie gilt immer.² Das Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lk 15,11-32) schildert auf anschauliche und eindrückliche Weise – offensichtlich zeitlos gültig – eine solche unbedingte Barmherzigkeit eines Vaters seinem erwachsen gewordenen und in die Irre gegangenen Sohn gegenüber.

Unbedingt erwünscht

Dieses Gleichnis enthält allerdings bekanntlich nicht nur eine solche pädagogische Weisheit, sondern verbindet diese mit einer theologischen Botschaft: Wie der Vater seinen verlorenen Sohn wieder aufnimmt und ihm so neues Leben schenkt, so ist es mit Gottes Umgang mit uns Menschen bestellt. Das bedeutet, dass in der Wertschätzung, die einer dem anderen zuteil werden lässt, auch Gottes Wertschätzung diesem Menschen gegenüber zum Ausdruck kommt. Übertragen auf den Umgang von Er-

wachsenen (Eltern, Erzieher/innen, Lehrer/innen etc.) mit Kindern heißt das, dass ihm als solchem bereits, insofern er von Liebe und Achtung ihnen gegenüber getragen ist, eine religiöse Dimension innewohnt.

Schon aus psychologischer Perspektive ergibt sich, dass eine entscheidende Bedingung dafür, ob eine gedeihliche Entwicklung zum Erwachsen-Werden gelingt, darin besteht, dass die

»Urvertrauen als Keim«

Heranwachsenden zu spüren bekommen, dass es sinnvoll ist, überhaupt erwachsen zu werden. Gefragt sind hier zunächst die unmittelbaren Bezugspersonen, doch relevant ist ebenso das gesellschaftliche Gesamtklima. Die Ausbildung des Urvertrauens ist für die weitere Entwicklung grundlegend. Hierbei verweist etwa Erik H. Erikson darauf, wie sehr es bereits im Säuglingsalter darauf ankommt, dass die Eltern ihrerseits in ihrem Leben von einem solchen Grundvertrauen getragen sind und es dem Kind in der Weise, wie sie mit ihm umgehen, vermitteln und dass in diesem Urvertrauen der Keim zu einem dem Leben Gewissheit verleihenden Glauben angelegt ist – sei dieser nun explizit religiös oder nicht.³ Ohne das theologisch vereinnahmen zu wollen, ist von dieser Perspektive her zu sagen, dass jede Erziehung, die dem Heranwachsenden die Erfahrung unbedingten Erwünscht- und Anerkanntseins vermittelt, in ihrem Kern genau das realisiert, was christliche Praxis ausmacht.⁴

Erfahrungen im sozialen Miteinander

Von hier aus ergibt sich für das Verständnis und die Konzeption von religiöser Erziehung im christlichen Verständnis, dass sie nicht reduziert

werden darf auf das Vermitteln von und Eingewöhnen in explizit religiöse Praktiken wie Beten, Sakramente, Bekanntschaft mit biblischen Erzählungen u.a.m. Sollen diese Dinge nicht isolierte oder gar zusätzliche Momente innerhalb eines ansonsten kaum davon tangierten Erziehungsvorgangs bleiben, müssen sie in einen organischen Zusammenhang mit der Entwicklung in Kindheit und Jugend und den dabei gemachten elementaren Erfahrungen gebracht werden. Pointiert formuliert lautet der Basissatz religiöser Erziehung: »Ich glaube, dass Gott Dich liebt.« Für die Heranwachsenden wird das zuallererst in der Art des liebe- und respektvollen Umgangs mit ihnen konkret erfahrbar.

Somit beginnt religiöse Erziehung schon bei der Vermittlung grundlegender Erfahrungen und Praktiken – etwa indem Eltern besorgt sind, dass sie ihren Kindern um ihrer gesunden körperlichen und psychosozialen Entwicklung willen zu gute kommen, »wie Wärme, Schutz, Geborgenheit und Annahme, Streit und Versöhnung, Liebe und Hass, Teilen, Danken, Feiern, Staunen, Spielen, Pflege und Trost in Krankheit, Zusammengehörigkeit, geteilte Freude und Trauer, Mahl halten ...«⁵ Alle diese Erfahrungen und Vollzüge weisen engste Beziehungen zu Kernelementen des christlichen Glaubens auf. Es kommt darum nicht nur für die allgemeine Per-

»Kernelemente des christlichen Glaubens«

sönlichkeitsbildung von früher Kindheit an, sondern auch für die Disposition zu einer religiösen Entwicklung entscheidend darauf an, dass es den Heranwachsenden möglich ist, solche grundlegenden und (in der genuinen Wortbedeutung) sinnvollen bzw. sinnstiftenden Erfahrungen im sozialen Miteinander, angefangen im engsten Kreis der Familie, zu machen.

Lothar Krappmann beschreibt sie beispielhaft wie folgt: »Es sind Erfahrungen, die auf den ersten Blick gar nicht nach religiösen Erfahrungen aussehen, die aber dennoch dafür sorgen, dass die Wörter und Bilder unserer Kinder reich an Vorstellungen, Erinnerungen und Hoffnungen werden, die sie für die Verkündigung unseres Glaubens ansprechbar machen. Wenn Kinder nicht wenigstens Spuren von Glück und Lust, von Wahrhaftigkeit und Vertrauen, aber auch – in bewältigbarer Weise – Schmerz und Angst erfahren, wie soll in ihnen die Sehnsucht nach dem wachsen, was unser Glauben ihnen verheißt? Wenn Kinder nicht Wasser und Wind, Brot und Wein, Licht und Dunkel, Vater, Mutter, Bruder und Nachbar kennen lernen, wie sollen sie dann die Sprache des Glaubens verstehen, in der alle diese natürlichen Gegebenheiten und menschlichen Erlebnisse benutzt werden, um wenigstens im Symbol und Ritus zum Ausdruck zu bringen, was wir dereinst von Angesicht zu Angesicht sehen werden, jetzt aber nur wie in einem unklaren Spiegel?«⁶

Lebenskraft aus dem Vertrauen

Eine an solchen elementaren Erfahrungen anknüpfende religiöse Erziehung ist integraler Bestandteil der gesamten Erziehung. Ihr spezifischer Beitrag besteht darin, diese Erfahrungen von einem religiösen bzw. spezifischer von einem christlichen Horizont her (vertraut werden mit biblischen Erzählungen und den zentralen Glaubensinhalten) zu deuten und in explizit religiösen Vollzügen (Gebet, Gottesdienst, Sakramente, Feier, Taten der Nächstenliebe etc.) zu gestalten.⁷

Der Religionspsychologe und Theologe Bernhard Grom weist auf, dass eine religiöse Erziehung sich in dem Maße lebensförderlich aus-

wirkt, wie sie bestimmte Entwicklungsaufgaben aufgreift, die sich im Zuge des Heranwachsens stellen. Für das Kleinkindalter führt er vier solche Entwicklungsaufgaben an:⁸

(1) Unter *Sammlung und Emotionsregulation* versteht Grom die Fähigkeit, die jedes Kind zu erwerben hat, »seine Gedanken und Gefühle mit gesammelter Aufmerksamkeit wahrzunehmen und so zu verarbeiten, dass es seine Stimmungen günstig beeinflussen kann, sich etwa

»regelmäßige Abendrituale«

bei Trauer etwas Tröstendes sagt oder sich durch die Pflege der Vor- und Nachfreude positive Gefühle verschaffen kann«⁹. Regelmäßige Abendrituale, an denen Eltern mit ihren Kindern über den abgelaufenen Tag noch einmal nachdenken und möglicherweise daraus ein Dank- und Bittgebet an Gott formulieren, sind eine Form, das Kind, aber auch den Erwachsenen darin einzuüben.

(2) Für sein ganzes weiteres Leben ist, wie bereits dargelegt, entscheidend, dass das Kind ein *tragfähiges Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen* vermittelt bekommt. Das beginnt mit der Erfahrung der Wertschätzung, die das Kind von seinen Bezugspersonen mitgeteilt bekommt. Wo das ausbleibt, fühlt man sich schnell verlassen, gekränkt, unverstanden und verzagt. In diesem Zusammenhang kann Gott als der Grund eines

»Vertrauen, dass jemand Größeres sie trägt«

wirklich tragfähigen Selbstwertgefühls, so wie es Menschen aufgrund ihrer Endlichkeit und Launenhaftigkeit nicht vermitteln können, erschlossen werden. Für Kinder ist es wichtig zu erleben, wie auch ihre Eltern ihre Lebenskraft aus dem

Vertrauen, dass jemand Größeres sie trägt, gewinnen.

(3) Eine *positive Lebenseinstellung* kommt u.a. darin zum Ausdruck, dass man sich über das eigene Leben, über die Mitmenschen und über die Natur freuen kann, »statt ausschließlich zweckgerichtet, gefühlsarm oder blasiert zu reagieren«¹⁰. Staunen, danken, loben und fragen sind elementare Haltungen, die Kinder spontan

»*staunen, danken,
loben und fragen*«

an den Tag legen. Sie gilt es zu verstärken, wobei sie auf eine Ahnung für das Geheimnis, dem alles Leben und die ganze Schöpfung sich verdankt, hin geöffnet werden können.

(4) Eine weitere Entwicklungsaufgabe ist der *Aufbau von prosozialem Empfinden und Verhalten*. »Das Kind entwickelt diese Bereitschaft, wenn die Erziehung sie durch Einladen, Belohnen und Anerkennen unterstützt und nicht ein antisoziales Verhalten fördert.«¹¹ Doch kommt in diesem Zusammenhang – nicht nur beim Kind – leicht die Frage auf, ob es sich überhaupt lohnt, nicht nur an sich, sondern auch an andere zu denken. Geschichten von gläubigen Menschen können dazu ermutigen, trotz mancher Rückschläge hilfsbereit und solidarisch zu sein.

Kultur des Aufwachsens

Wo Religiosität bzw. Glaube dermaßen in enger Verbindung mit den Entwicklungsaufgaben grundgelegt worden ist, kann sie bzw. er im Zuge der weiteren Entwicklung erweitert und vertieft werden. Dabei ist nicht davon auszugehen, dass dies kontinuierlich verläuft. Vielmehr bekommt man schon im Zuge des Heranwachsens es im-

mer wieder mit Erfahrungen zu tun, die Erschütterungen und Enttäuschungen mit sich bringen und Fragen und Zweifel an all dem aufkommen lassen, was man bisher für richtig gehalten hat. Ebenso wie die Identitätsfindung ist die religiöse Entwicklung ein lebenslanger Vorgang und kommt nie zur Vollendung, sondern bleibt fragmentarisch.

Wie sich das beispielsweise in der Phase der Pubertät gestaltet, hat Gunther Klosinski wie folgt ausgeführt: »Mehr noch als in der ersten Ablösungsphase, des Trotzalters, geht es in der zweiten Separationsphase, in der Pubertät, um die Einübung von Nähe und Distanz, um Zärtlichkeit, Sexualität und Aggression. Gottesbilder und religiöse Weltbilder müssen diese Eckpfeiler miteinbeziehen und integrieren. Bleibt das Bild von Gott ein übermächtiges Außenbild, wird die Gottesvorstellung verwandelt in einen verfolgenden Gott. Dies verhindert die Entwicklung des Individuums zu einem eigenverantwortlichen Menschen verhindert. Kommt es aber zu

»*Die religiöse Entwicklung ist ein lebenslanger Vorgang.*«

einem Gewahrwerden und zu der Empfindung, dass in unserem Inneren, in unserer ›Seele‹, ein Gott gleichsam verankert ist, kann ein positives, Entwicklung ermöglichendes Bild zum Leitbild unseres Menschseins werden. In letzterem Falle würden wir Gott individuell in der Seelentiefe erfahren. In diesem Sinne kreist die Gottessuche auch um die Suche nach dem eigenen Selbst, das letztlich zwar immer Geheimnis bleiben wird, sich aber stets in neuen Aspekten und Symbolen zeigen und finden lassen möchte.«¹²

Auf zwei Punkte sei abschließend nur noch stichwortartig aufmerksam gemacht: Zum einen bleibt auch für die Eltern die religiöse Erziehung ihrer Kinder für ihre eigene religiöse Entwick-

lung nicht folgenlos. Zum anderen kann nicht mehr selbstverständlich vorausgesetzt werden, dass die für eine (religiöse) Erziehung, wie sie hier skizziert worden ist, erforderlichen sozialen Rahmenbedingungen gegeben sind. Von daher kommt auf die Kirchen, die an der Ermöglichung von religiöser Erziehung ein Interesse haben, gewissermaßen eine Lobby-Aufgabe zu: Sie müssen sich zusammen mit gleich gesinnten gesellschaftlichen Kräften für eine »Kultur des Aufwachsens« (L. Krappmann) stark machen.¹³ Dies

ist ein wichtiger Dienst an der Gesellschaft in ihrem Interesse der Ermöglichung eines gemeinsamen Lebens auf Zukunft hin.

Norbert Mette, Dr. theol. Dr. theol. h.c., ist Universitätsprofessor für Religionspädagogik/Praktische Theologie an der Technischen Universität Dortmund. Seine Forschungsschwerpunkte sind derzeit: Humanismus in Bibel und Koran; Plurale Wirklichkeit Gemeinde; Religiöse Sozialisation und Katechese.

¹ Vgl. Norbert Mette, Kinder als Künder der frohen Botschaft – eine praktisch-theologische Herausforderung, in: Ders., Praktisch-theologische Erkundungen 2, Berlin 2007, 109–119.

² Synodenbeschluss: Christliche gelebte Ehe und Familie, in: Ludwig Bertsch u.a. (Hg.), Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1, Freiburg/Br. 1976, 423–457, hier: 426.

³ Vgl. Erik H. Erikson, Einsicht und Verantwortung, Stuttgart 1966, 101–106. 141–145; Lothar Krappmann, Kann sinnorientierende Sozialisation noch gelingen?, in: Religionspädagogische Beiträge 19/1987, 2–15; Wolfgang Bartholomäus, Christsein lernen von Anfang an, Zürich–Einsiedeln–Köln 1981, bes. 26–36.

⁴ Vgl. Karl Rahner, Über die Einheit von Nächsten- und Gottesliebe, in: Ders., Schriften zur Theologie VI, Einsiedeln u.a. 1965, 277–298.

⁵ Martina Blasberg Kuhnke, Religiöse Erziehung in der Familie, in: K. J. Lesch/Egon Spiegel (Hg.), Religionspädagogische Perspektiven, Kevelaer 2004, 65–72, hier: 66.

⁶ Lothar Krappmann, Symbole, Riten, Festlichkeit, in: Caritasverband der Diözese Münster (Hg.), Religiöse Erziehung und christliche Gemeinde. Dokumentation der religionspädagogischen Wochen im Bistum Münster, Münster 1981, 16–33, hier: 16f.

⁷ Vgl. W. Bartholomäus, a.a.O., 37–80.

⁸ Vgl. Bernhard Grom, »Ich bin ich, und das ist gut so!« Religiöse Erziehung ist Lebenshilfe, in:

Gepflanzt am Wasser des Lebens, Publik-Forum 38, 2004, 15–18; vgl. ausführlicher ders., Religionspädagogische Psychologie. Kleinkind, Schüler, Jugendlicher, Düsseldorf-Göttingen 1981, bes. 61–143.

⁹ B. Grom, Ich bin ich, siehe Anm. 4, 16.

¹⁰ Ebd., 17.

¹¹ Ebd., 18.

¹² Gunther Klosinski, Wann ist religiöse Erziehung gelungen? Anmerkungen des Kinder- und Jugendpsychiaters, in: WzM 57 (2005) 179–190, hier: 188.

¹³ Vgl. Norbert Mette, Die Mitverantwortung der Kirchen bei der Gestaltung einer Kultur des Aufwachsens, in: Ders., Praktisch-theologische Erkundungen 2, siehe Anm. 1, 149–162.